

Probesitzen: Ein Experiment

Redakteurin Nicole Schmidt über einen nicht alltäglichen Perspektivenwechsel

Er ist viel kleiner, als ich gedacht hatte und in den kommenden zwei Stunden sollen wir ein Team sein, er und ich. Er wird mich tragen, weil meine Beine diesen Job erstmal nicht erledigen werden. Nicht, weil sie das nicht könnten, sondern weil ich so tun soll, als ob. Ich lasse mich also fallen in den Rollstuhl unter mir, bereit herauszufinden, wie es mir geht, hier unten, eine halbe Etage tiefer.

Der Perspektivwechsel ist ein Projekt der Initiative „Menschen in Hanau“ zusammen mit Rita Thierolf, die selbst seit 23 Jahren im Rollstuhl sitzt. Die Idee dahinter ist es, Menschen ohne körperliche Einschränkungen für die Alltagsschwierigkeiten von Menschen mit Behinderung zu sensibilisieren. Und das, so der Gedanke, funktioniert am besten, wenn man den Alltag aus deren Perspektive kennenlernt. Gut ein Dutzend Teilnehmer haben sich an diesem Tag dafür angemeldet, erste Rollversuche unternehmen wir alle auf dem Platz hinter dem Neustädter Rathaus, um die Gefährdung für uns selbst und unsere Umwelt zu minimieren. Denn, so werde ich gleich feststellen, so ein Rolli kann ganz schön störrisch sein.

Mein erster Eindruck: es ist eng und unbequem und dieses Ding irgendwie omnipräsent. Ich habe das Gefühl, dass alle mich anstarren, was aber vielleicht auch daran liegt, dass ich im Umgang mit meinem neuen Begleiter für alle sichtbar noch nicht sonderlich versiert bin. Wird ja sicher noch. Herausforderung Nummer eins lässt jedenfalls nicht lange auf sich warten: Ich versuche, ein Kaufhaus zu betreten. Wer zum Teufel hat sich eigentlich Glastüren ohne Automatiköffner ausgedacht? Ich zerze die Tür in meine Richtung und versuche gleichzeitig, ihr auszuweichen. Geht nicht, ist klar. Zum Glück zieht sich dieses Schauspiel nicht allzusehr in die Länge, weil aufmerksame Mitmenschen mich aus meiner misslichen Lage befreien und mir die Tür aufhalten. Eine Frau zieht ungefragt meinen Rollstuhl nach hinten, damit die



Redakteurin Nicole Schmidt, sonst per pedes unterwegs, erprobt für ein paar Stunden den Alltag als Rollifahrer. Fotos: re

Tür ganz geöffnet werden kann und ich erschrecke ein bisschen. Soll ich das doof finden? Ich entscheide mich dagegen. War ja gut gemeint. Auch wenn ich mich irgendwie entmündigt fühle. Einmal drin entspanne ich mich. Mit dem Aufzug ist der Weg ins erste OG kein Problem, so dass ich dort wenig später schon einigermaßen souverän zwischen Strickjacken und Blümchenblusen hin- und herrolle, allerdings ein-, zweimal an einem Kleiderbügel hängenbleibe. Sicher eine Frage der Übung, die Porzellanabteilung würde ich mir aber definitiv noch nicht zutrauen. Ich schnappe mir lässig eine Stoffhose, rangiere mich etwas weniger lässig in die Umkleidekabine hinein und überlege, wie es wohl wäre, diese jetzt tatsächlich ausprobieren zu müssen. Ich spüre Schweißperlen auf meiner Stirn und lasse es.

Nächste Erkenntnis: Kopfsteinpflaster ist ganz schön blöd. Denn während es mir sonst schnurzegal ist, ob ich auf

glattem Beton oder über holpriges Gestein laufe, fühlt sich Letzteres als Rollifahrer an, als würde man auf einer Schlagbohrmaschine sitzen. Definitiv nicht schön. Auch die Bordsteine sind eine Katastrophe für mich, und Parfum heute tabu, wie ich nun im Vorbeifahren feststelle: Vor der Parfümerie sind zwei Treppenstufen. Das muss man sich mal überlegen: Zwei Stufen bloß, unfassbar eigentlich. Naja, dann muss es eben der Drogeriemarkt tun. Doch auch hier wird es der kosmetikaffinen Rollifahrerin nicht eben leicht gemacht: Während ich die Lippenstifte in der Kosmetiktheke noch problemlos erreiche, ist bei den Nagellacken definitiv Schluss. Mein Favorit, „Velvet Dream“, wird also heute ein Traum bleiben. Auch ans Shampoo komme ich nicht ran, zumindest nicht an das, das ich möchte. Ich fühle mich dazu verdammt, das zu kaufen, was ich ohne Hilfe erreichen kann. Nicht unbedingt erhehend.

Auf dem Weg zur nächsten Station komme ich mir sehr

behäbig vor. Die paar Meter tänzele ich für gewöhnlich leichtfüßig um andere Passanten herum, schlüpfe hier durch eine Lücke, zwänge mich dort vorbei. Im Rollstuhl ist das undenkbar. Ich bin viel zu unbeweglich, um in diesem Getümmel zügig voranzukommen. Und als das mit dem Bremsen nicht so klappt, rutscht automatisch mein Fuß auf den Boden, bevor ich mit einem Kinderwagen kollidiere. Mist.

Im Supermarkt sind die Gänge zwar eng, aber die anderen Kunden sehr aufmerksam. Ob das immer so ist? Höflich werde ich gefragt, ob ich dies oder jenes möchte, sobald ich meine Augen länger als zehn Sekunden auf etwas hefte, das unerreichbar für mich wäre. Doch während es hier nur um eine Kekspackung oder eine Maiskonserve geht, wird mir bewusst, wie anstrengend es wäre, einen Großeinkauf im Rollstuhl zu bewältigen. Eine junge Frau ist völlig in ihren Einkaufsvorgang vertieft und fast werde ich schon bö-

se, weil sie mich nicht bemerkt, obwohl ich überaus geräuschvoll versuche, das Regal zu erreichen. Sie beugt sich ein wenig zur Seite, ich sehe, dass sie Stöpsel im Ohr hat und bitte sie innerlich um Verzeihung, bevor ich sie antippe und nach einer Weinflasche ganz oben frage. Sie lächelt sehr freundlich. Kein Problem. Dennoch: Ständig Leute um Hilfe bitten zu müssen ist anstrengend. Und es raubt einem Freiheit. Wie oft nehme ich beim Einkaufen etwas in die Hand, was ich dann doch nicht kaufe. Weil es dick macht, weil Kümmel drin ist oder weil das, was daneben steht, noch leckerer aussieht. Wenn ich mir vorstelle, ich müsste jedesmal jemanden bitten, mir etwas zu geben ...

Es ist nicht so viel los an diesem Montagnachmittag in der Hanauer Innenstadt, aber ich kann mir ziemlich gut vorstellen, was es bedeutet, als Rollifahrer in der Vorweihnachtszeit in einem Einkaufszentrum unterwegs zu sein: Lauter Popos vorm Gesicht. Und mir schwant, dass es sicher nicht ganz leicht wäre, es mir als Rollifahrerin recht zu machen. Ich wünsche mir Rücksicht, und ich möchte gesehen werden. Aber eben als Mensch, nicht als Rollstuhl mit etwas drin. Und ich

kann mir vorstellen, dass das vielleicht nicht immer klappt. Dennoch muss ich an dieser Stelle mal eine Lanze brechen für unsere angeblich stets eilige und ichbezogene Gesellschaft: Die mürrischen Rentnerinnen ebenso wie die kichernden Teenies öffnen mir Türen, reichen mir Päckchen aus Regalen, lächeln mich an. Diese Hanauer ... sie sind verdammt hilfsbereit!

Als meine Beine schließlich wieder auf festem Boden stehen, fühlt sich das merkwürdig an. Und ich mich ein bisschen seltsam. Weil ich aufstehen und – anders als Rita Thierolf – nun wieder auf zwei Beinen durch meinen Alltag gehen kann. Das permanente Bewusstsein dessen, dass all das eben nur ein Experiment und nicht meine wirkliche Realität ist, hat dem Erleben zweifellos viel von seiner Schwere genommen. Dennoch habe ich viel mitgenommen aus diesem Tag. Dass es die kleinen Dinge sind, die den Alltag im Rollstuhl schwierig machen. Dass ich als Außenstehende bei manchen Dingen helfen kann, bei anderen nicht. Und dass ich genau zuhören muss, um beides zu unterscheiden. Ich weiß nicht, ob das etwas ändert. Aber es fühlt sich gut an, es zu wissen.



Da nützt alles Strecken nichts: Die oberen Regalhöhen sind für Rollifahrer schlicht unerreichbar.

Mittelhessen-Bote

Anzeigen aufgeben?

anzeigenabteilung@gnz.de

